

Zur Frage der deutschen Hochlautung

Von Christian Winkler

Jahrhundertlang ist die deutsche Schriftsprache mit stark landschaftlicher Tönung ausgesprochen worden – bis zu dem Punkt, wo sich Deutschsprachige nicht mehr verstanden. Es konnte also nicht ausbleiben, daß man schon um der allgemeinen Verständlichkeit willen auch für die Aussprache nach einem einheitlichen Leitbild fragte. Die reine, mundartfreie und gepflegte Aussprache erwuchs also, wie die allgemeine deutsche Schriftsprache, aus einem durchaus praktischen Bedürfnis. Johann Gottfried Seume – er anscheinend als erster – fand die vorbildliche deutsche Aussprache auf der Bühne¹. Aber er klagte gleichzeitig: „Jedes unserer Theater hat seinen eigenen, den anderen oft sehr unangenehmen Dialekt und Akzent; und die wahre, reine Aussprache der Nation muß weder Dialekt noch Akzent haben.“ Durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch versuchten Theaterleute immer erneut, die Sprache der Bühne ausgleichend und vereinheitlichend zu regeln. Erfolgreich wurde das erst, als die Phonetik, zumal durch Sievers und Viëtor, weit genug entwickelt war, als die Germanistik, nach Grimm geschichtlich ausgerichtet, sich dem Bedürfnis nach Sprachpflege nicht mehr entzog und als nach 1871 der Wille auch zur *sprachlichen* Einigung stark genug wurde und, wiederum zunächst in der Schrift, zu einer einheitlichen Rechtschreibung (von Raumer, Duden 1880) führte, dann auch zu einer Rechtslautung. W. Viëtor veröffentlichte 1885 seine „Aussprache des Schriftdeutschen“,² worin er sich unmittelbar an das „Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch

¹ J. G. Seume, Über die Schauspieler und ihre Kunst. Ein Wort an Schauspieler und diejenigen, die es werden wollen, neu hrsg. von K. Löwe. 1954.

² W. Viëtor, Die Aussprache des Schriftdeutschen, Leipzig 1885.

in den preußischen Schulen“ anschloß und übrigens auch bereits Apparate zur objektiven Feststellung der Laute benutzte. Sievers wie Siebs und seine Mitarbeiter verließen sich auf ihr Gehör. Sie hörten ab, wie auf der Bühne gesprochen wurde, und brachten diese Aussprache vereinheitlichend in Regeln, die 1898 als *Deutsche Bühnenaussprache* für die Bühne gleichsam Gesetz wurden. Zwar wandten sich Germanisten wie H. Paul und O. Behaghel in Gutachten für den Deutschen Sprachverein³ gegen diese Kodifizierung und das Bestreben, sie zum Leitbild für die Lautung der Schriftsprache allgemein zu machen, doch ging die Entwicklung über diese Einwände hinweg. Das Bedürfnis nach einer Ausspracheregelung war unüberhörbar geworden.⁴ Die von Siebs vorgeschlagene Regelung wurde bereits 1899 auch von der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner begrüßt und empfohlen und bis 1910 von den Schulverwaltungen der Länder. Als 1922 die getroffene Regelung wieder völlig durchberaten wurde, fand man, wie es heißt, „keine einschneidenden Änderungen notwendig“⁵. Nur erklärte der Vertreter des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, „daß in Schulkreisen vor allem dem Mißverständnis begegnet werden solle, als ob es sich bei der Bühnenaussprache nur um eine Sache der Bühne und nicht vielmehr um die Hochsprache als Richtschnur für die gute Aussprache auch in der Schule handle“.⁶ Daraufhin beschloß man, „daß die *Deutsche Bühnenaussprache* nunmehr als *Hochsprache* bezeichnet“ werden solle.⁷ Sicherlich eine mißglückte Bezeichnung, da es sich ja nur um die Lautung, allenfalls den Wortton handelte. 1933, als der Siebs-Beraterausschuß wieder zusammentrat, hat E. Geißler bereits in einem Aufsatz in der „Muttersprache“ den Terminus *Hochlautung* vorgeschlagen.⁸ Die Neubearbeitung von 1957 (Herausgeber H. de Boor und P. Diels) wechselte die bisherigen Titel aus. *Deutsche Hochsprache – Bühnenaussprache* hieß es nun, wodurch

³ Deutsche Bühnenaussprache. Bericht, erstattet i. d. Sitzung des Gesamtvorstandes d. dt. Sprachvereins. Wiss. Beih. z. Zs. d. dt. Sprachvereins, 3. Reihe, S. 196.

⁴ Ein Jahr vor dem Siebs erschien z. B. ein Heft „5mal 6 Sätze über die Aussprache des Deutschen... als Grundlage für eine Verständigung“ von K. Erbe, einem Gymnasialprofessor und Vorsitzter des Deutschen Sprachvereins in Stuttgart.

⁵ Deutsche Bühnenaussprache – Hochsprache... bearbeitet von Th. Siebs, 13. Aufl., S. 9, Köln 1922.

⁶ Zit. v. E. Geißler, S. 8.

⁷ Ebd., S. 1.

⁸ E. Geißler: Schriftsprache, Hochsprache, Hochlautung und Gemeinsprache, Muttersprache 48, 1933, S. 316–318.

der Mißgriff leider nur ärger wurde. Diese Überarbeitung holte als einzige wesentliche Änderung nach, was der Beratungsausschuß bereits 1933 beschlossen hatte: das uvulare r wurde dem Zungen-r gleichgestellt, und es wurde die Internationale Lautschrift (API) eingeführt.

An Widerspruch gegen die im Siebs getroffene Ausspracheregulation hat es nie gefehlt. Er kam nun grundsätzlich und folgenreich vor allem von seiten des Rundfunks. Zwar galt und gilt auch heute noch der Siebs wenigstens für die nichtostdeutschen Sender als Richtlinie, zwar hat Siebs selbst 1931 im Auftrage der Reichsrundfunkgesellschaft ein ergänzendes Wörterbuch „Rundfunkaussprache“⁹ verfaßt, aber 1937 beauftragte die Reichsrundfunkgesellschaft E. Geißler, K. Graef und F. Roedemeyer, ein neues Wörterbuch mit neuer Regelung für ihre Bedürfnisse zu schaffen, und E. Geißler schrieb darüber einen programmatischen Aufsatz „Was wir gegen die *Deutsche Bühnenaussprache – Hochsprache* auf dem Herzen haben“¹⁰. Dieses Unternehmen ist im Kriege steckengeblieben. Wie weit es gediehen war, weiß ich nicht. Der Widerspruch des Rundfunks gegen Siebs' Bühnenaussprache ist begreiflich; hat er es doch mit einer ganz anderen Sprache als die Bühne zu tun. Der Schauspieler muß nicht nur seinem Partner, sondern dem Zuschauer auf 30, ja 50 Meter Entfernung verständlich sein. Überdies hatte man sich bei der Beobachtung der Bühnenaussprache an den Lautungsstil der Verstragödie gehalten, der sich durch besondere Geprägtheit und Langsamkeit auszeichnet. Der Rundfunksprecher hingegen spricht auf eine geradezu intim nahe Gesprächsentfernung: auf 30–50 Zentimeter – alles übrige besorgt die elektrische Übertragung. Und für seinen Lautungsstil ist bezeichnend vor allem die neutrale und nüchterne Rede des Ansagers und Nachrichtensprechers. Nun war es nie die Absicht Siebs' und seiner Berater, eine allgemein gültige Einheitssprache festzulegen. Sie verstanden, wie W. Schinke es 1940 ausdrückte¹¹, die Bühnensprache, nunmehr Hochsprache, als „einen ideellen sprachlichen Richtpunkt“, dem man sich je nach dem Gegenstand, von dem man spricht, und dem Hörer, an den man sich wendet, unterschiedlich annähert. Kodifiziert werden sollte nur die höchste Lautungsstufe, alles andere aber dem freien Spiel der Kräfte vorbehalten bleiben.

⁹ Rundfunkaussprache. Im Auftrage der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft bearbeitet von Th. Siebs. Als Handschrift gedruckt Berlin 1931.

¹⁰ E. Geißler, Was wir gegen die „Deutsche Bühnenaussprache – Hochsprache“ auf dem Herzen haben, Der Rundfunk 1938, H. 10–11.

¹¹ W. Schinke, Hochsprache, Zs. f. Dtkde. 1940, S. 34.

Zur gleichen Zeit, 1941, entstand nun in Erlangen eine Dissertation von Fr. Herneck „Die deutsche Bühnenlautung der letzten 50 Jahre, ermittelt aus Schallplattenaufnahmen bedeutender Bühnenkünstler“. Sie bewies, daß selbst auf den obersten Formstufen zur Zeit der Entstehung des Siebs auf der Bühne sehr verschieden gelaute wurde.¹² Wir hören heute von der Bühne solche Unterschiede, wenn auch abgeschwächt, wie um 1900. Der mundartliche Einschlag zwar ist offensichtlich mehr und mehr zurückgetreten, so daß wir heute Provinzialismen gegenüber in der Gemeinsprache duldsamer sein können, ohne die Einheit des Deutschen und die Verständlichkeit zu gefährden. Um so wichtiger aber wurde uns nun der Lautungsstil, das Maß an Geprägtheit oder Lässigkeit – was ich Formstufe genannt habe. Zwar hat der Siebs nachweislich bewirkt, daß die Aussprache der Schauspieler mundartfreier geworden ist, doch wirkte der Regelung entgegen eine Verlagerung der Formstufe – bereits zu Siebs' Zeit durch den Naturalismus, zu unserer Zeit durch den Sprechstil des Untertreibens. Nur sehr guten Bühnensprechern, die ungespannt, zugleich aber geprägt lauten, gelingt es, dabei verständlich zu bleiben. Das Problem, das uns heute bei der Ausspracheregulation bewegt, ist also weniger die Freiheit von Provinzialismen als das der Formstufe. Ich darf mich darum hierauf beschränken.

Gerade hier setzte nach dem Kriege eine neue Initiative an, die ausging von I. Weithase, damals in Jena. In einem 1953 gehaltenen Akademievortrag¹³ forderte sie eine *Deutsche Allgemeinsprache*¹⁴, eine für Schule und Rundfunk maßgebliche Norm, die von der Sprache der

¹² Daß die Bühne vom „tragischen Weihespiel“ bis zum „feinen Lustspiel“ oder gar in der Posse ganz verschieden spricht, hatte schon E. Geißler geschildert (Erziehung zur Hochsprache I, Halle 1925, S. 153). Im Bestreben, die im Alltag unerreichbare Norm herunterzuholen, empfahl darum G. Lotzmann, den Konversationsstil des Theaters als maßgeblich anzusehen (Neue Möglichkeiten der Ausspracheforschung, in: Sprechkunde und Sprecherziehung IV, Emsdetten 1959, S. 62). Aber auch wo eine Norm, welcher Formstufe auch immer, festliegt, sind die Realisationen „trotz weitgehender Nichtachtung der gegensatzbildenden Merkmale viel mehr gesichert, als man zunächst annehmen möchte“, da der Kontext das Einzelne ausdeutet (O. v. Essen, Norm und Erscheinung im Leben der Sprache, Zs. f. Phonetik 9, 1956, S. 123). Ja, E. Aderhold bezweifelte überhaupt, daß die Bühne eine Aussprachenorm bieten könne, „da sie alle Möglichkeiten des Sehens mit einschließt und ausschöpft“ (Beiträge z. dt. Ausspracheregulation, Berlin 1961, S. 56). Doch selbst wenn wir die Sprache auf die hörbare Rede beschränken, wird die Vielfalt der tatsächlich gesprochenen Lautformen niemanden wundern.

¹³ Der Vortrag wurde nicht veröffentlicht, mir lag nur ein Resümee vor.

¹⁴ Zur Problematik der „Gemeinsprache“ s. W. Henzen, Schriftsprache und Mundarten, 2. Aufl., Bern 1954, S. 11.

Vertragödie noch übertrumpft werde, sonst aber „in schnellem Redetempo realisierbar“ sei. Hans Krech, der nach Frau Weithases Weggang die Leitung des Halleschen Kollektivs übernahm, sagte: „Nicht die Bühne lehrt die Nation, wie Siebs auf der 1925er Schallplatte noch berechtigt formuliert hatte, sondern der Rundfunk mit seinen Sendungen.“¹⁵ Siebs überhöhe die Sprechstufe, leugne weitgehend übliche Assimilationen und die Einwirkung der Koartikulation. Immer jedoch gehe es um Hochlautung, „wenn auch verschiedener Spannungsgrade. Die Bühne mag die Höchstform (im Vers des Dramas) darstellen, der Rundfunk gibt dagegen die am häufigsten gebrauchte Formstufe“ (ebd.). Die Häufigkeit wird damit zum Richtpunkt für die Lautnorm. Der Rundfunk liefere eine „allgemeine deutsche Hochlautung“, die „allgemein erreichbar und gebräuchlich“ sei.¹⁶ Tatsächlich heißt das Hallesche Buch schließlich auch schlichtweg „Wörterbuch der deutschen Aussprache“¹⁷; erst im Text ist von Hochlautung die Rede.

Neu aber ist nicht nur das Ziel, sondern auch die Methode, diese Lautungsstufe zu bestimmen. Am Anfang stand nun eine sorgfältige und überaus dankenswerte Bestandsaufnahme des Sprachgebrauchs im Rundfunk, namentlich der Ansager und Nachrichtensprecher. Die besonders fragwürdigen Punkte, wie die Behauchung der Verschlusslaute, die Aussprache der Endungen und Vorsilben, die Realisationsformen des *r* u. a. wurden in einer Reihe von Dissertationen und Abhandlungen untersucht. Man ging dabei so vor, daß Bandaufnahmen zusammenhängender Rede aus Rundfunksendungen – zwar vornehmlich, aber nicht ausschließlich von Ostsendern – zunächst einer Gruppe von Hörern vorgeführt wurden, die ausschied, was ihr nicht hochsprachlich schien. Man könnte hier einwenden, das sei ein Zirkel: nur was gut scheint, wird mit dem Ziel einer Kodifizierung beschrieben und soll dann als gut gelten – wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Aber so ist man ja immer verfahren: die Sprache guter Schriftsteller wurde zur Richtlinie für alle. Es fragt sich nur, ob es für die Aussprache nicht noch andere Kriterien gibt. Bedenklich ist in unserem Falle, daß die Beurteiler alle Mitteldeutsche waren, die ihre Hörgewohnheiten begreiflicherweise nicht haben

¹⁵ H. Krech: „Ohrenphonetik“ und „subjektiv-objektives Abhörverfahren“. Wiss. Zs. Halle X, 14, 1961, S. 941–946.

¹⁶ E.-M. Krech: Probleme der deutschen Ausspracheregulung, in Beiträge z. dt. Ausspracheregulung, Berlin 1961, S. 24.

¹⁷ Wörterbuch der deutschen Aussprache, Leipzig 1964.

verleugnen können. Das hat man offenbar in Kauf genommen. – Die ausgewählten Aufnahmen wurden auf die genannten Fragestellungen hin, z. B. die Behauchung der Verschußlaute in den verschiedenen Positionen, aber auch in verschiedenen Lautungsstilen (in neutraler Mitteilung, in der gebundenen Rede der Dichtung . . .), auditiv durchgeprüft und statistisch erfaßt. Die Wiederholbarkeit der Bandaufnahme, z. B. durch Repetiergerät, sicherte das Ergebnis, und die gelegentliche instrumentalphonetische Nachprüfung tat ein übriges. Man gewann so einen guten Überblick über den tatsächlichen Sprachgebrauch des heutigen Rundfunks.

Hier sei eine grundsätzliche Zwischenbemerkung erlaubt. Zunächst: so wertvoll die instrumentalphonetische Hilfe bei solcher Bestandsaufnahme ist, so kann ich E.-M. Krech, die an dem Halleschen Wörterbuch maßgeblich beteiligt ist, nur beipflichten, wenn sie sagt: „Zu den Apparaten aber gehört der Mensch. Sein differenziertes und geschultes Gehör trifft die letzte Entscheidung.¹⁸ Ich glaube sogar, man muß dem naturwissenschaftlichen Verfahren grundsätzlich eine dienende Rolle zuweisen und zunächst sagen: Nur was gehört, beachtet und weitergegeben wird, ist sprachlich wesentlich. Beachtet wird, was Mitteilungswert hat, z. B. Lenis und Fortis bei stimmlosem *s*, denn daran unterscheiden wir etwa *reisen* und *reißen*. Ob aber das *s* apical oder dorsal gebildet ist, ob in bestimmten Stellungen der Stimmton stärker, schwächer wird oder gar wegfällt, bleibt zweitrangig. Ja, das *s* hat heute in der Sprechrealität eine so große Variationsbreite, daß wir offenbar auch stark gelispelte Formen selbst von guten Schauspielern ohne weiteres hinnehmen, denn niemand regt sich darüber auf. Kainz hat hier von „Begnügungsformen“ gesprochen,¹⁹ die als diakritisches Minimum zur Verständlichkeit gerade noch hinreichen. Demgegenüber hat der Hochlaut eine stark verminderte Variationsbreite und trägt in seiner klaren Ausprägung, wie die Hochsprache allgemein, um mit Brinkmann zu sprechen, „den gemeinsamen Kulturwillen eines Volkes“²⁰.

Doch kehren wir zu dem Halleschen Verfahren zurück und zeigen an einem Beispiel, dem der Verschußlautbehauchung, was die Bestandsaufnahme der Rundfunkaussprache ergab. Nach dem Gesagten wird man kein leicht überschaubares Bild mehr erwarten, denn auf

¹⁸ E.-M. Krech: Probleme, a.a.O., S. 69.

¹⁹ F. Kainz, Sprachpsychologie III, Stuttgart 1954, S. 219.

²⁰ H. Brinkmann, Hochsprache und Mundart, WW 6, 1955/56, S. 65.

der Formstufe des Gesprächs zeigte sich die gleiche, wenn nicht noch größere Vielfalt der Aussprache, als Herneck sie bei den Schauspielern festgestellt hatte. G. Lotzmann²¹ fand bei einem durchgeprüften Material von 8600 Verschußlauten,²² daß behaucht wurden:

im absoluten Anlaut 70,3 Prozent

im Inlaut vor Vokal 44,9 Prozent

im Auslaut 29,6 Prozent

bei *st*, *sp*, *sk* 22,3 Prozent

vor nichthomorganem Verschußlaut 26,5 Prozent

Siebs hatte nur in einem Falle Nichtbehauchung verlangt: wenn homorgane Verschußlaute zusammentrafen, z. B. *Stadtter*, *Stückgut*. Wie hier bei der Verschußlautbehauchung ergab sich in den meisten anderen untersuchten Fällen ein beträchtlicher Abstand zwischen der im Siebs gesetzten Norm und der Sprechrealität des Rundfunks. Also sei eine neue Regelsetzung nötig. Die Siebsnorm läge „zu hoch“ und sei nicht realisierbar. Das kann niemand wundern, der die Sprache der großen Tragödie mit der des Nachrichtensprechers vergleicht. Die Sprache, die in jedem Haus aus dem Lautsprecher tönt, ist dem allgemeinen Gebrauch näher als die Theatersprache.

Aber es scheint fragwürdig, den festgestellten Gebrauch des Rundfunks schlichtweg zur Norm zu erklären – wie G. Meinhold, ein führender Mitarbeiter am Halleschen Wörterbuch, einmal schrieb: „... wenn man die nach statistischer Ermittlung häufiger vorkommende Form als orthoepische Norm auffassen will.“²³ Krech hatte es sich anders vorgenommen: „Das von Arbeitsgruppen vorgelegte Material wird von einem Redaktionskollegium zu sichten sein, um die Proportionen von Norm und Realisationen abzuwägen.“²⁴ Wo das statistische Ergebnis eindeutig ist, bewährt sich das Verfahren

²¹ G. Lotzmann, Zur Aspiration der Explosivae im Deutschen. Wiss. Zs. Halle VIII, 1958/59, S. 150–185.

²² Wie notwendig es ist, die lautlichen Erscheinungen in beträchtlicher Breite zu untersuchen, zeigen z. B. zwei jüngere Arbeiten über die Aussprache von *qu*, die trotz instrumental-phonetischer Hilfen zu recht unterschiedlichen Ergebnissen kamen. I. Weithase (Einige Bemerkungen über die Aussprache des „qu“ im Ndh., Münchener Studien zur Sprachwiss., H. 17, 1964, S. 109–123) fand, daß *qu* meist als „nichtaspiriertes k + bilabiales w“ gesprochen werde, E. Kurka hingegen (Zur Aussprache der Lautkombination kv = qu im Hochdeutschen. *Phonetica* 13, 1965, S. 53–58) als „k + stimmloser Fortis f“.

²³ G. Meinhold, Grenzfälle der Explosivlaut-Realisation, Wiss. Zs. Halle XI, 1962, S. 1621.

²⁴ H. Krech, *Ohrenphonetik*, a. a. O., S. 944.

gut, in unserem Beispiel der Behauchung etwa im Anlaut betonter Silben (86 Prozent)²⁵ oder bei *st*, *sp*. Wie aber entscheidet man, wenn die Werte um 50 Prozent spielen wie im Inlaut vor Vokal? Die Entscheidung der Hallenser im Wörterbuch von 1964 ist noch vorsichtiger als der Normierungsvorschlag Krechs von 1961 und spricht nur von einer stärkeren oder schwächeren „Tendenz zur Behauchung“ in bestimmten Positionen. Littmann hat das in seiner Besprechung²⁶ als „Widerstreit von Statistik und Kodifikationsentschlossenheit“ angekreidet. Nun, die Hallenser wußten schon, was sie taten!

Drehen wir doch den Spieß einmal herum! Siebs ging aus vom Sprechen im Großraum des Theaters und hielt sich an den Sprechstil der hohen Tragödie. Die Hallenser gingen ins andere Extrem. Sie beschrieben vorwiegend mitteilende Rede und holten den Sprecher auf 30 Zentimeter an das Mikrophon heran. Dabei ist zu beachten, daß Mikrophone sehr empfindlich gegen Lautheitsunterschiede sind, die Behauchungen also rasch „übertrieben“ erscheinen und darum von den Rundfunksprechern möglichst abgeschwächt werden. Bringen wir den Sprecher in eine dazwischen liegende ‚mittlere Lage‘, die jedoch nach Hörerschaft und Gegenstand ebenfalls Hochlautung verlangt,²⁷ beobachten etwa den Lehrer im Unterricht, den Vortragenden im Hörsaal, dann wirkt die klare Behauchung der Verschußlaute selbst in jenen Fällen, wo der Rundfunk selten behauchte, z. B. vor nicht-homorganem Verschußlaut und im Auslaut (*gelegt*, *gelebt*), durchaus natürlich, obwohl wir sie aus der Alltagssprache nicht gewohnt sind. Was heißt da „natürlich“? Wann mutet uns eine Sprechweise „natürlich“ an? Doch dann, wenn sie dem Gegenstand und der Lage, in der wir gerade sprechen und hören, angemessen ist. Und angemessen ist sie dann, wenn sie – nicht bemerkt wird, wenn ihre Schallgestalt und also auch ihre Lautung transparent geworden ist für den Sinn. Dieser Eindruck stellt sich am ehesten ein, wenn die Laute Abstand halten voneinander, wenn die Merkmale, die ihren Phonemwert begründen, klar unterschieden werden. Goethe – er kannte sich als Theaterdirektor aus – bezeichnete eine Aussprache als „rein“, „wenn alle

²⁵ Kreck faßte die Positionsgruppen und Abhörergebnisse etwas anders zusammen: Kurze Mitteilung zur Behauchung der deutschen Explosivae im Inlaut, Wiss. Zs. Halle IV, 1955, S. 626.

²⁶ A. Littmann, Die Problematik der deutschen Hochlautung, in *Moderna Språk. Language Monographs* 7,9.

²⁷ So P. Tack gegenüber dem Halleschen Ansatz in *Beitr. z. dt. Ausspracheforschung*, Berlin 1961, S. 119f.

Wörter so gesagt werden, daß der Sinn leicht und bestimmt den Zuhörer erreicht“.²⁸ Das heißt zugleich, daß die Lautung sich mit der Lage ändern kann, ja ändern muß. Siebs hatte nur die oberste Lautungsstufe normiert und es dem Sprecher überlassen, seiner Redelage entsprechend davon Abstriche zu machen. Das Hallesche Wörterbuch geht von der Rundfunksprache aus und empfiehlt sie als allgemeine deutsche Aussprache. Freilich mit einer Tendenz nach oben. Offenbar, weil weitere Abstriche in der Sprechrealität einkalkuliert werden.

Noch vor Erscheinen dieses Halleschen Wörterbuches aber führte M. Mangold im Aussprachewörterbuch des Duden einen Gedanken aus, den schon E. Geißler 1938 vorgebracht hatte und der im Siebsberaterkreis 1954 besprochen, leider aber abgelehnt worden war: verschiedene Formstufen der Aussprache zu beschreiben und zu regeln, neben die ursprüngliche Bühnenlautung zweitens eine sogenannte gemäßigte Hochlautung zu stellen, die in vielen Zügen den Hallenser Normen entspricht, und drittens „Nichthochlautung“, sowohl als niedere „Umgangslautung“ wie als sogenannte „Überlautung“ z. B. der Diktatsprache.²⁹ Das geschah jedoch nur in der Einleitung, wodurch die Stufen wohl praktisch wenig wirksam werden und der Ausspracheduden dem seitherigen Siebs wenigstens im Wörterbuch sehr ähnlich wird. Nach dem Bearbeiter des Ausspracheduden, M. Mangold, „gilt doch auch weiterhin, daß das Theater die gesprochene Sprache am meisten als Kunst pflegt“³⁰ und P. Grebe sagt im Vorwort, es scheine ihm „für ein Buch dieser Art nach wie vor besser, von einer Hochform auszugehen, als ein Mittelmaß zu verlangen, das sich ohnehin beim Sprechen allzu leicht von selbst einstellt“. Ich habe solche Abstufungen – übrigens in Absprache mit M. Mangold – für sprecherzieherische Zwecke ähnlich in meinem Übungsbuch „Lautreines Deutsch“³¹ dargestellt und die Übungsstoffe darauf abgestimmt. Den dort durchgeführten Gedanken, die gemäßigte Hochlautung dadurch nach unten abzusichern – nach oben kann man immer ausweichen –, daß wir auch eine Alltags- (dort: Umgangs-) Lautung angeben, gleichsam als Warnung „*Das kann nicht mehr als Hochlautung*

²⁸ Goethe, Regeln für Schauspieler § 5, 1803. Sein § 14 dagegen läßt den Weimarer Stil erkennen, wenn verlangt wird, der Schauspieler solle alles „sehr langsam, die Silben und besonders die Endsilben stark und deutlich aussprechen“.

²⁹ Duden Band 6, Aussprachewörterbuch, 1. Aufl., Mannheim 1962, S. 39 ff.

³⁰ Ebd., S. 27.

³¹ Chr. Winkler, Lautreines Deutsch, 5. Aufl., Braunschweig 1963, S. 21–23.

gelten!“ – diesen Gedanken haben wir jedoch für den neuen Siebs aufgegeben, da sich die Varianten immer weiter vermehren, je tiefer die Formstufe absinkt, und damit die Übersicht verlorengeht. Mancherlei Einzelfälle kann man nach ihrer Formstufe verschieden beurteilen. In vielem aber treffen sich das Hallesche Wörterbuch, der Duden der gemäßigten Hochlautung und der künftige Siebs.

In unserem Beispiel der Behauchung spielten die Redelage und die ihr entsprechende Formstufe die entscheidende Rolle. Im Falle der *Aussprache des r* kommt dazu die geschichtliche Entwicklung. Sprachpflege ist ihrem Wesen nach konservativ, aber sie darf darüber nicht wirklichkeitsfremd werden, sondern muß den tastenden Finger am Puls der Sprache halten. Der alltägliche Sprechgebrauch hat bekanntlich vom 17. Jahrhundert an das ursprünglich fast ausschließlich gesprochene Zungen-r, vermutlich infolge der immer wachsenden Sprechgeschwindigkeit, durch den uvularen Zitterlaut [ʀ] und in unserer Zeit in vielen Positionen durch ein sogenanntes Reibe-r [ʁ] ersetzt, ja durch Vokalisierung [v]; Meyer-Eppler bezeichnete den Laut als „velaren Schwavokal“,³² Siebs folgte dieser Entwicklung in der Ausgabe von 1957 durch Gleichstellung von [ʀ] und [ʀ], lehnte aber den frikativen Laut [ʁ] und die Vokalisierung noch ab.³³ Mangold erkennt im Duden nur mit Zungenspitze oder Zäpfchen gerollte-r-Formen an und empfiehlt als günstigste Form ein geschlagenes Zungenspitzen-r [r], da sich die Schlagzahl offenbar unter Einfluß des Sprechtempos immer weiter verringert hat³⁴. Schlag-r ist freilich nicht leicht zu sprechen.

Halle prescht am weitesten vor. Zunächst untersuchte H. Ulbricht 1104 r-Allophone aus Rundfunksendungen.³⁵ Das ist auditiv oft sehr schwierig und bedarf der Hilfe der Instrumentalphonetik. Nach Ulbricht scheint das Zungen-r wenigstens im DDR-Rundfunk ausgemerzt zu sein. Es erscheint nur vor Vokal als Schlag-r in 1 Prozent der Fälle, während das sogenannte Reibe-r [ʁ] 15 Prozent bestreitet, den Rest ein Schlag-Zäpfchen-r. Nach kurzem Vokal wurde in der Hälfte

³² W. Meyer-Eppler, Zur Spektralstruktur der /r/-Allophone des Deutschen. *Acustica* 9, 1959, S. 247–250.

³³ Dabei brauchen nicht (r) oder (R) gesprochen zu werden, sondern sie können, jeweils in verschiedenen Positionen, nebeneinander erscheinen. Das ist im Siebs (S. 61 f.) leider nicht ausdrücklich gesagt.

³⁴ Duden, Aussprachewörterbuch, a.a.O., S. 33.

³⁵ H. Ulbricht, Einige Bemerkungen über die Realisation der /r/-Allophone (r-Laute und ihre Varianten) im Deutschen, in: *Beitr. z. dt. Ausspracheregulung*, Berlin 1961, S. 112.

der Fälle [r] gesprochen, zu 25 Prozent [ʁ], sonst, wie es heißt, „andere Formen“. Nach langem Vokal fand Ulbricht bei 80 Prozent Vokalisierung oder in 10 Prozent der Fälle Ausfall mit Ersatzdehnung (bei Wörtern wie *Haar* als [ha:]).³⁶ Im Prä- und Suffix *er* nennen seine Ergebnisse 75, bzw. 85 Prozent „verschiedene Vokalisationen“. Danach wandelt sich das *r* von [r] und [ʁ] über [ʀ] schließlich zu einem „dunklen Mittelvokal“ [ʁ̥] und löst sich in einer Ersatzdehnung des vorangehenden Vokals auf. Der DDR-Rundfunk scheint hier besonders fortschrittlich zu sein, während man auf der Bühne trotz der modischen Hexenjagd auf das *r* im hohen Stil noch durchaus Zungen-*r* hören kann und es im Kunstgesang aus klanglichen und hygienischen Gründen noch ausschließlich gilt. Ulbricht beschließt sein Referat mit der Feststellung gegenüber dem Siebs: „Es ist längst notwendig geworden, Realisation und Norm in Übereinstimmung zu bringen“,³⁷ und fügt, fast warnend, hinzu: „Die ‚Hochlautung‘ als ‚Sprachebene, die allen erreichbar ist‘ – das war ein Grundsatz von Krech (d. Verf.) –, aber sollte nicht nur eine erreichbare, sondern auch anstrebenswerte Sprachebene zum Inhalt haben.“ Welche Lösung fand Halle? Das Wörterbuch setzt das *r*, wenigstens im Auslaut, kursiv, stellt also die Bildung frei, sonst als [r]. In der Regelsetzung ist die frikative Form rundweg gleichberechtigt. In bestimmten Positionen wird darüber hinaus das *r* „bis zur vokalischen Auflösung oder bis zur Ersatzdehnung des vorangehenden langen Vokales reduziert“ (S. 44 f.), so beim Suffix *-er*, auch wenn noch ein Konsonant folgt (z. B. klappern = [klap̥n]), so auch bei den unbetonten Präfixen *er-*, *ver-* usw., z. B. erzählen, verbringen, und allgemein nach langem Vokal, z. B. *er* [e:ʁ̥], Uhr [u:ʁ̥], Haar [ha:ʁ̥] (S. 49). Das ist zwar im Alltag weitverbreiteter Gebrauch, aber ich möchte bezweifeln, daß man das heute als Lautung von geprägter Formstufe – und das eben meint ja Hochlautung – ansehen kann. H. Stelzig empfahl, von den Varianten „die physiologisch günstigste und akustisch verständlichste Form zu wählen“. Damit kämen wir beim *r* zweifellos ins andere Extrem, zum gerollten Zungen-*r*.³⁸

Für den neuen Siebs haben wir folgende Empfehlung vorgesehen. Auf der obersten Stufe, der Bühnenlautung, gelten wie bisher nur

³⁶ Ebd., S. 115.

³⁷ Ebd., S. 116.

³⁸ H. Stelzig-Greifswald, Grundfragen für das Aussprachewörterbuch der allgemeinen deutschen Hochlautung, Ber. d. Int. Kongr. i. Helsinki 1961, S. 767.

die gerollten stimmhaften Formen [r] und [R], sowie im Suffix -er auch Schlag-r, z. B. Geber = ['ge:bər], ['ge:b̥ər] und ['ge:ber]. Auf einer gemäßigten, aber noch durchaus hochlautigen Stufe neben diesen Formen auch stimmlos gerolltes Zäpfchen-r [ʀ], das gewöhnlich rasch in den Reibelaut übergeht, weshalb wir es mit dem gemeinsamen Zeichen eines gestürzten [ʁ] notieren. Dieses Reibe-r bezeichnen wir ausdrücklich als Lenis. Sie hören das am deutlichsten, wo [ʁ] und die Fortis [x] dicht hintereinander stehen, wie in den Wörtern Fracht [fʁaxt], Tracht [tʁaxt]. Nur in drei Fällen ist auch in gemäßigter Hochlautung dieses Reibe-r nicht statthaft:

1. im Anlaut vor Vokal – ich wähle Beispiele, wo Halle auch Reibe-r spricht – : raten ['ra:t̥] oder ['ra:t̥], aber nicht ['ʁa:t̥],
2. zwischen Vokalen: bereuen [bə'røø̯n] oder [bə'røø̯n], aber nicht: [bə'røø̯n],
3. vor Nasal und l: Quirl, warm – hier fehlt ein Hallesches Beispiel; es könnte dort [vax̥m] heißen.

Vokalisierung scheint uns, so häufig sie in der Alltagssprache ist, in der Hochlautung nur möglich in unbetonten Einsilblern wie der – [d̥ɛv̥].

Dieses r-Beispiel wählte ich, um zu zeigen, wie eine Regelung der Aussprache dem sich wandelnden, hier offensichtlich aus der Alltagsrede heraufkommenden Gebrauch folgt. Die gebräuchlichen Varianten kann man verschieden einschätzen: welche haben hochsprachlichen Wert, welche nicht? Auch hier kommt man um Ermessensentscheidungen offenbar nicht herum. Das Ergebnis aber sollte im gesamten deutschen Sprachbereich annehmbar sein. Vokalisierung des r wird z. B. in der Schweiz entschieden abgelehnt. Und – ein sehr banaler, aber nicht zu übersehender Gesichtspunkt – eine Ausspracheregulation muß praktikabel sein. Einmal in dem Sinne, daß die geforderte Lautbildung flüssig sprechbar bleibt. Zum anderen müssen die Ausspracheregeln überschaubar einfach gehalten werden. Man kann viele feine phonetische Unterscheidungen treffen und sie auch instrumentalphonetisch belegen, sie haben dann wissenschaftlichen Feststellungswert, sind aber der Sprachgemeinschaft (und auch dem Deutsch lernenden Ausländer) nicht zumutbar. Offenbar gilt es bei der Ausspracheregulation zwei Extremen zu widerstehen: der Neigung, ein möglichst übersichtliches System herzustellen einerseits und der Vielfalt der tatsächlich vorgefundenen Varianten andererseits.

Das dürfte besonders sinnfällig werden bei dem letzten Beispiel, das

ich hier durchsprechen möchte, bei der Regelung der Aussprache des *e* in tonschwachen Vor- und Endsilben. Der Schwund der ursprünglich vollen Endungsvokale hat natürlich bei dem [ə] nicht haltgemacht. Schon eine württembergische Kirchenordnung aus dem Jahre 1559 fordert, daß „die Syllaben deutlich“, die Wörter „vnterschiedlich vnd verstentlich“ ausgesprochen, „auch die letzten Syllaben im Mund nit verschlagen“ werden.³⁹ Und wenn später immer wieder eine „vollständige Aussprache“ der Wörter gefordert wird, so bezieht sich das eben vor allem auf diese tonschwachen Endungen. Auch Siebs „verbietet grundsätzlich“ bereits in der 1. Auflage (S. 39) „die silbische Aussprache eines r, l, m, n in Nebensilben (Schäfr, Handl, freudigm, redn)“, da sie zu Undeutlichkeit führe, und sagt, daß die Erhaltung des [ə] „im Konversationsstücke unnatürlich und gekünstelt klinge, ist nicht zu befürchten, denn bei schnellerem Tempo und geringem Kraftaufwand ergeben sich Reduktionen schon von selbst“ (S. 17). Man könnte freilich fragen, wie weit diese „Reduktionen“ führen dürfen. Das bleibt sinngemäß erhalten bis zur Neubearbeitung von 1957, die sich (S. 43) gegen die „Unterdrückung“ des [ə] in Ableitungssilben wendet und „die damit zusammenhängende Beeinflussung der häufigen Nebensilbe -en durch einen vorangehenden Labialen oder palatalen Konsonanten“ (Lippen – [ʎpm]) als „besonders verwahrlost“ brandmarkt. – Im Duden ändert sich das selbst in der gemäßigten Hochlautung nicht, und erst bei der Umgangslautung heißt es (S. 43): „Vor m, n, l, r kann [ə] ausfallen“.⁴⁰

In Halle hat G. Meinhold „die Realisation der Silben -ən, -əm, -əl“ in etwa 13000 End- und Mittelsilben untersucht.⁴¹ Danach scheint ihm die Realisation des [ə] in den Endsilben wegen des Mißverhältnisses zu seinem Signalwert hyperkorrekt. Die Kodifizierung im Halleschen Wörterbuch ist sehr ausführlich (S. 30 f.). Das [e] bleibt hier erhalten nach Vokalen, Nasalen und Liquiden; ausfallen darf es, „wenn es die Sprechsituation (Sprechtempo, Beschwerung des Wortes usw.) zuläßt“, nach Engelaute, nach pf und ts und nach den Verschußlauten. Immer realisiert werden soll das [ə] im Suffix -chen und in der Endung -em. Das Wörterbuch deutet den fakultativen

³⁹ Nach I. Weithase, Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache, Bd. I, Tübingen 1961, S. 67.

⁴⁰ Duden, Aussprachewörterbuch, a. a. O., S. 43 1 e u. S. 44 2 c, d, e.

⁴¹ Beitr. z. dt. Ausspracheregelung, Berlin 1961, S. 98 ff. und Zs. f. Phon. 15, 1962, S. 1 ff.

Ausfall des [ə] durch Kursivdruck an. So weit, so gut. Halle geht jedoch noch weiter und sagt: „Bei Ausfall des e wird der Verschuß nasal gelöst und [n] bei labialem Verschußlaut ([p], [b]) zu m ([‘ha:bən] zu [‘ha:bɱ]) und bei palatalem Verschußlaut ([k], [g]) zu ŋ ([‘ve:gən] zu [‘ve:gŋ]) assimiliert“ (S. 31). Natürlich erkennen auch die Hallenser die Gefahr, die mit dieser Assimilation entsteht, und sagen weiter: „Die nasale Lösung des Verschußlautes darf nicht verschwinden“ – denn dann wären wir bei dem sächsischen Wort [le:m] angelangt, das drei Artikel hat: [dɐ le:m] = der Lehm, [di le:m] = die Löwen und [das le:m] = das Leben.

Wir haben für den neuen Siebs zunächst sämtliche Möglichkeiten, in denen e in Endungen und Vorsilben erscheint, zusammengestellt und nach der Qualität des Vokalklanges sowie nach Aussprache oder Ausfall des [ə] in reiner und gemäßigter Hochlautung beurteilt. Die umfangreiche Tafel zeigt, daß man die e-Aussprache selbst für die gemäßigte Hochlautung, wo sich die Laute gewöhnlich zu mehreren Varianten auffächern, auf wenige Regeln bringen kann, die Kodifizierung also praktikabel wird. Nämlich:

In reiner Hochlautung bleibt das [ə] überall erhalten.

In gemäßigter Hochlautung wird es nur in folgenden Fällen bewahrt:

1. bei -em, -en, -el, -er nach Vokal
(ausgenommen nach [e:], z. B. stehen [ʃte:n])
2. bei -en nach Nasal, als -men, -nen, -ngen
sowie nach r, ob [rən] oder [rɐn] (z. B. wären)
3. in den Suffixen -eln, -ern und -chen (lächeln, blechern, Mädchen)
4. bei -dem und -tem (z. B. Odem [‘o:dəm], Atem [‘a:təm])
sowie bei -pfen, -pfel und -pfer (Hopfen, Apfel, Opfer)
5. bei benachbarten -en: lebenden [‘le:bədŋ] und geschnittenen
[gəʃnɪtnən].

Der Unterschied zu Halle liegt vor allem darin, daß die Assimilation der Nasale (Leben als [‘le:bɱ]) abgelehnt wird. Wir erwarten auch in gemäßigter Hochlautung [‘le:bŋ]. Mir persönlich scheint bei homorganen Lauten, also nach Verschußlauten [t], [d] oder Reibelauten [s], [ʃ] der Ausfall richtig: raten, reißen also [‘ra:tŋ], [‘raesŋ], bei nichthomorganen wie Raben [‘ra:bŋ] oder Reifen [‘raefŋ] befürchte ich die Hallesche Assimilation zu [‘ra:bɱ] und [‘raefɱ], die weiterer Wandlung Vorschub leistet.

Genug des Einzelnen! Gehen wir zurück zur zusammenhängenden Redel! Zwar beschreiben unsere Aussprachewörterbücher die Lau-

tung nur im Wort, aber wir sprechen ja nicht in Einzelwörtern. Darum wurden die Ausspracheregeln seit je aus zusammenhängender Rede entwickelt. Wie hören sich die für den neuen Siebs vorgesehenen Formstufen der reinen (Bühnen-) und der gemäßigten Hochlautung an? Ich wähle als Beispiel einen Aphorismus der Marie von Ebner-Eschenbach und spreche Ihnen, damit Sie leichter vergleichen können, stückweise beide Hochlautungsformen vor, die Bühnenaussprache etwas langsamer, die gemäßigte Hochlautung, die gerade auf unsere Redelage abgestimmt ist, flüssiger. Prüfen Sie nun selbst, ob Sie diese gemäßigte Hochlautung überhöht oder angemessen dünkt.

Hochltg.	Einen Gedanken verfolgen	wie bezeichnend dies Wort!
rein	'aenən gə'daŋkən fər'fɔlgən	vi: bə'tsaeçnənt di:s vɔrt
gemäßigt	'aenən ɡ̊e'daŋkɐ fɛɐ'fɔlgɐ	vi: ʃe'tsaeçnənt ɖi:s vɔɐt

	Wir eilen ihm nach,	erhaschen ihn,	er entwindet sich
rein	vi:r 'aelən i:m na:x	ɛr'hafən i:n	e:r ɛnt'vɪndət zɪç
gemäßigt	vi:ɐ 'aelɐ i:m na:x	ɛɐ'hafɐ i:n	e:ɐ ɛnt'vɪndət zɪç

	uns,	und die Jagd beginnt von neuem.	Der Sieg bleibt
rein	uns	unt di: ja:kt bə'ɡɪnt fən 'nɔøəm	de:ɪ zɪ:k blæpt
gemäßigt	uns	unt ɖi: ja:kt ɐe'ɡɪnt fən 'nɔøəm	ɖeɐ zɪ:k ɔlæpt

	zuletzt dem Stärkeren.	Ist es der Gedanke,	dann läßt
rein	tsu:'lɛtst de:m 'stɛrkərən	ɪst es de:r gə'daŋkə	dan lɛst
gemäßigt	tsu:'lɛtst ɖe:m 'stɛɐkərən	ɪst es dɛɐ ɡ̊e'daŋkə	ɖan lɛst

	er uns nicht ruhen,	immer wieder taucht er auf,	neckend,
rein	e:r uns nɪçt 'ru:ən	'ɪmər 'vi:dər taɔxt e:r aɔf	'nɛkənt
gemäßigt	e:ɐ uns nɪçt 'ru:ən	'ɪmɛɐ 'vi:dɛɐ taɔxt e:ɐ aɔf	'nɛkənt

	quälend,	unsere Ohnmacht,	ihn zu fassen,	spottend.
rein	'kve:lənt	'ʊnzərər 'o:nmaxt	i:n tsu: 'fasən	'ʃpɔtənt
gemäßigt	'kfɛ:lənt	'ʊnzɛɐɐ 'o:nmaxt	i:n tsu 'fasɐ	'ʃpɔtənt

	Gelingt es aber der Kraft unseres Geistes,	ihn zu bewäl-
rein	ɡ̊ə'lɪŋt es a:bər de:r kraft 'ʊnzərəs 'ɡ̊aestəs	i:n tsu: bə'vel
gemäßigt	ɡ̊e'lɪŋt es 'a:bɛɐ dɛɐ kraft 'ʊnzɛrəs 'ɡ̊aestes	i:n tsu ɐe'vel

	tigen,	dann folgt dem heißen Ringkampf	ein beseligendes,
rein	tīgən	dan fōlkt de:m 'haesən 'rɪŋkampf	aen bə'ze:līgəndəs
gemäßigt	tīgŋ	ḡan fōlkt ḡe:m 'haesŋ 'rɪŋkampf	aen bə'ze:līgəndəs

	unwiderstehliches Bündnis auf Leben	und Tod,	und die
rein	unvi:dər'fte:lɪçəs 'bʏntnɪs aof 'le:bən	unt to:t	unt di:
gemäßigt	unvi:dər'fte:lɪçəs 'bʏntnɪs aof 'le:bŋ	unt to:t	unt ḡi:

	Kinder,	die ihm entspringen,	erobern die Welt.
rein	'kɪndər	di: i:m ɛnt'sprɪŋən	ɛr'o:bərn di: vɛlt
gemäßigt	'kɪndər	ḡi: i:m ɛnt'sprɪŋən	ɛr'o:bərn di: vɛlt

Ich habe mich auf die strittigsten Punkte beschränkt und damit vieles beiseite gelassen: das Verhältnis der Hochlautung zur Schrift, den hygienischen Gesichtspunkt, der z. B. bei der Frage des Vokaleinsatzes eine gewisse Rolle spielt, den ästhetischen, den Siebs 1898 mit zugrunde legte, später aber beiseite schob, die Frage, wie fremde Wörter und Namen in deutscher Rede zu behandeln seien, oder die Fragen nach dem Wortton und der Intonation in der Hochlautung. Schon H. Paul und mit ihm W. Henzen (S. 40) verglichen die sprachliche Norm mit einem Gesetzbuch. Aus der Notwendigkeit des praktischen Lebens geschaffen, gilt es für eine gewisse Zeit und ein bestimmtes Gebiet, unumstößlich zwar und dennoch elastisch, „gestattet eine gewisse Ellbogenfreiheit“. Auch die sprachliche Norm verläßt sich nicht auf eine willkürlich bestimmende Gewalt, sondern ruht auf dem Usus, dem „Sprachgebrauch eines freilich beschränkten, tonangebenden Kreises“ – und das heißt zugleich, daß der sich ändern kann.